Redaktion u. Geschäftsstelle: Екатеринославъ, Фабричная 12. Jekaterinoslaw, Fabritschnaja 12 Süd-Russland.

Der Botschafter.

Erscheint zweimal wöchentlich.

Bezugspreis fürs Jahr ohne Zustellung 4 Rbl.,—mit Postversand 5 Rbl. Halbjährlich ohne Zust. 2 R. 50; per Post 3 R. Anzeigen vor dem Text 20 Kop., nach dem Text. 10 K. für die 4 mal gesp. Petitz. oder deren Raum.

№ 70. II Jahrgang — Jekaterinoslaw. — Mittwoch den 15. (28.) November 1906.

„Der Botschafter"

Das Abonnement für das Jahr 1907 ist eröffnet. Der **„Botschafter"** erscheint **zweimal** wöchentlich.

Der **Botschafter** bietet: Erbauliche Betrachtungen, eine politische Rundschau, vaterländische und ausländische Nachrichten, Bücherbesprechungen, Familiennachrichten u. s. w. Ganz besonders aber richtet der **Botschafter** seine Aufmerksamkeit auf das Leben, Streben, Wirken und Schaffen in den **deutschen Kolonien Rußlands.** Eine Reihe unserer **hervorragendsten Männer** in den Kolonien u. außerhalb derselben zählt der **Botschafter zu seinen ständigen Mitarbeitern!**

Der **Botschafter bittet** die alten Abonnenten, das **Abonnement recht bald erneuern** zu wollen und in Bekannten- und Freundeskreisen ihm neue **Abonnenten** anwerben zu helfen.!!

„Der Botschafter" ist eine christliche Familienzeitung!

Preis pro Jahr mit Übersendung durch d. Post — 5 R.
„ „ Halbjahr „ „ „ — 3 R.
„ „ Monat „ „ „ — — 50 K.
Probenummern gratis u. franko

Von der Redaktion:

Wir ersuchen unsere rückständigen Abonnenten nunmehr den treffenden Betrag frndlst. einzahlen zu wollen! N. B. Wer vom 13. August 1905 nur 5 R. eingetragen—zahlt 1. R. nach wer 3 „ „ „ 3 „ „ dann ist alles beglichen bis zum 31. Dzbr. 1906.

Dr. I. Glückmann

Habe mich in **Alexandrowsk** niedergelassen. Krankenempfang von 8 — 11 Uhr vormittags u. „ 5 — 6 „ nachmittags. Благовѣщенская ул. домъ 10—7. Чернаго.

Oberlicht.

Das Jenseits

Nach D. Herm. Cremer

III.

Lange schon hatte es eine Verheißung der Erlösung gegeben, ehe der Gedanke einer darin beschlossenen Auferstehuug der Toteu ausgesprochen wurde. Die Verheißung eröffnete nicht den Blick in ein „besseres Jenseits", sordern in eine, wenn auch noch ferne selige Zeit. Unmittelbar jenseits des Grabes lag es nicht, worauf die Verheißung hoffen lehrte. Nur wer der Verheißung glaubte, dem wird sie auch Trost wider den Tod geboten haben.

Wie war es jenseits des Grabes, als die Verheißuug der Erlösung noch nicht erfüllt war?

Bis dte Erlösung vollbracht war, finden wir in der Schrift einen Ort für alle Toten, das Totenreich, im Neuen Testament mit demselben Namen benannt, mit dem die Griechen den Ort der Toten nannten: Hades, im Alten Testament Scheol, —beides in unsrer lutherischen Übersetzung durch das Wort Hölle wiedergegeben, womit unsre Väter das Reich der Todesgöttin Hel bezeichneten, also dasselbe, wie das griechische Wort Hades. Erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit versteht man unter Hölle im deutschen Sprachgebrauch das Gegenteil des Himmels, des Ortes der Seligen. Und allerdings gehört auch das Totenreich nicht dem Himmel an, sondern bildet in entgegengesetzter Weise wie der Himmel einen Gegensatz zur Erde, und findet am Ende der Zeiten seinen Ort in der Hölle, dem Ort der Verlorenen (Offb. 20, 14). Der Hades, Scheol, das Totenreich ist im unmittelbaren Gefolge des Todes; die Versetzung in dasselbe ist die natürliche unmittelbare Folge des Todes. Um dieses Verhältnisses willen zwischen Tod und Hades heißt es z. B. in den Gesichten der Offenbarung Johannis: „Ich sah, und siehe, ein fahles Pferd, und der darauf saß, des Name ist Tod, und der Hades folgte ihm nach" (6, 8). Im Totenreiche wird zunächst und zuvörderst anfangsweise offenbar, was Tod ist, nämlich nicht bloß der Abschied vom irdischen Leben, die Scheidung des Menschen von der ihn umgebenden Welt und der Seele vom Leibe, sondern die Scheidung und Entfernung von Gott, der Quelle des Lebens, von Gott, dessen Offenbarungsstätte die Erde, nicht aber der Hades, dessen Wohnung der Himmel und ebenfalls nicht der Hades ist. So begreift sich Hiskias Klage (Jes. 38): „Nun in der Ruhe meiner Tage soll ich gehen zu des Totenreiches Pforten. Nicht mehr schauen werde ich den Herrn, den Herrn im Lande der Lebendigen," und ebenso die Klage des Psalmisten: „Die Toten werden den Herrn nicht loben, noch die hinuntersahren in die Stille" (Ps. 115,17). „Ich liege unter den Toten verlassen," klagen die Kinder Korahs im 118. Psalm, „wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen, deren du nicht mehr gedenkest und die von deiner Hand abgesondert sind." So düster ist der Blick ins Totenreich, daß Hiskias nach der Erhörung seines Gebets um Errettung vom Tode sagt (Jes 38, 18): „Der Scheol lobet dich nicht; der Tod rühmet dich nicht; nicht harren, die in die Grube fahren, auf deine Treue wer lebt, wer lebt, der lobet dich, wie ich jetzt tue!" Den Eindruck ewigen Verlorenseins hat Hiob von dem Ausblick auf den Hades, wenn er sagt (7, 9): „Eine Wolke vergehet und fähret dahin; also wer in den Scheol hinunter fähret, kommt nicht wieder herauf." Der Hades als Konsequenz des Todes weist eben auch auf die Schlußfolge desselben (Tod — Hades—anderer Tod, Offb. 21) unerbittlich hin, und eben darum bietet er selbst denen, die er aufnimmt, nichts dar, wofür sie danken können, wie es Ps. 6, 6 heißt: „Wer wird dir im Scheol danken?" —womit freilich, um dies schon vorläufig zu erwähnen, noch nicht ausgeschlossen ist, daß dennoch auch solche darin sind, die trotz des Hades zu danken haben. An und für sich drängt sich, wie wir kurz sagen können, in ihm alles zusammen, was der Tod Schreckliches für den Menschen hat, und als selbstverständlich erscheint im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus Qual mit ihm verbunden. Die Bewegung des Lebens ist zu Ende, das Licht dieser Welt ist erloschen, und das Licht des Himmels scheint nicht hinein. Ein Land der Finsternis, „des Todesschattens" und der Stille ist er, Hiob 10, 20 ff., wo jeder genug hat an der Betrachtung des eignen Leides. Keiner vermag dem andern einen Trost oder ein Trostwort zu spenden, dessen er selbst bedarf. Die im Leben zusammengehalten haben, sind zusammen; sie sehen sich wieder, sie erkennen sich und begrüßen einander, können aber einander nicht helfen und das Leid erleichtern; sie tragen alle dasselbe Leid und erschweren damit einer des andern Leid, — das ist kein seliges Wiedersehn. Jeder hat seine Stätte mit seinen Geistes- oder Willensverwandten, aber sie leben nicht mehr miteinander. Was sie waren, das sind sie, — im Hades findet sich die ganze Weltgeschichte zusammen, — er ist der Sammelpunkt der mitten in ihrer Bewegung stillgestellten Geschäfte, Familiengeschichte, Volksgeschichte, Weltgeschichte und jeder neue Ankömmling ergänzt die noch fehlenden Glieder. Er ist die sicherste, nur nicht von diesseits her lesbare Urkunde. Großartig ist die mehr als bloß poetische Schilderung, die wir Ez. 32 lesen. Man möchte sagen: der Hades ist ein Kirchhof der Seelen; er ist eben die Fortsetzung des Todes und macht unabweisbar den Eindruck des Todes, der den Seelen seine Züge aufgeprägt hat. Es ist der Druck des Todes, der im Totenreich auf den Seelen lastet, noch ganz anders, als wie wir diesen Druck schon jetzt empfinden, uns aber immer wieder ihm entziehen. Das geht dort nicht mehr; dort ist er unwiderstehlich. Der Hades ist wie die wasserlose Grube, das Gefängnis, welches Joseph keine Erquickung bot, so das Gefängnis der Geister, — aber noch nicht das Ende, sondern ein Gefängnis, das einst seine Thore öffnet für den letzten Gang seiner Insassen, — er ist ein Vorort. Entschieden ist es auf Erden besser als im Hades. Denn wenigstens nicht eine Vorstufe des Todes und des Hades ist an und für sich das Leben auf Erden, wenn es auch zu einer solchen werden kann und geworden ist. Es trägt doch noch immer etwas von seinem eigentlichen Charakter einer seligen Gottesgabe an sich und schließt auch in seiner Gebundenheit noch eine Weissagung auf die herrliche Freiheit der Kinder Gottes in sich ein.

Und dieses Totenreich ist auch für die Gläubigen und Gerechten des Alten Bundes der Ort, den sie am Ziele ihrer Wallfahrt vor sich sehen. Nirgend finden wir eine Sterbensfreudigkeit, eine Sterbenssehnsucht wie bei Simeon, bei Paulus. Das einzige Wort des Elias: „Es ist genug, so nimm, Herr, meine Seele!" ist eine Klage der Verzweiflung, die allerdings eine Hoffnung ausspricht, aber noch sehr, sehr ferne ist von dem paulinischen: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein." Es ist die Hoffnung des Mannes, der an der Welt, an seinem Volk und an seiner Lebensaufgabe verzweifelt, und nur noch eine Zuflucht hat: den Herrn, der ihn zu seinem Dienst und für sein Werk berufen. Es ist eine Hoffnung, wie wir auch nachher noch Bekenntnisse derselben hören werden, die über den Hades hinaussieht. Sonst aber steht es fest, daß der Hades alle Toten in sich aufnimmt, die verschiedensten Leute. Jakob klagt: „ich werde mit Leid hinunterfahren zu meinem Sohne ins Totenreich" (1 Mos. 37, 35). David überläßt es seinem Sohne Salomo, seine, des Gottgesalbten Widersacher Joab und Simei nicht mit Frieden, sondern mit Blut hinunter ins Totenreich zu bringen. Samuel, der Knecht des Herrn, spricht zu Saul, dem er früher gesagt hatte: „dieweil du hast des Herrn Wort verworfen, so hat dich der Herr auch verworfen," — also der Knecht des Herrn zu dem Verworfenen des Herrn dort bei der Zauberin zu Endor: „Morgen wirst du und deine Söhne bei mir sein." Der Psalmist klagt (Ps. 89, 49): „Wo ist ein Mann, der seine Seele errettete aus der Hand des Scheol?" Daher das Grauen auch der Frommen des Alten Testamentes nicht bloß vor dem Zustande nach dem Tode, eben vor dem Totenreich, dem Hades, so daß sie vornehmlich es sind, die der Verfasser des Hebräerbriefes im Auge hat, wenn er Hebr. 2, 15 sagt, daß Christus durch seinen Tod erlösen sollte die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten. Erst der Tod Christi bringt ihnen die Erlösung.

Offenbar ist der Hades kein passender Ort für die letzteren, und es fragt sich: wie haben wir uns diese unterschiedslose Gemeinschaft des Ortes für die Gläubigen und Ungläubigen zu erklären? Ist dies nur ein Mangel besserer Erkenntnis oder beruht diese Anschauuug vom Totenreiche auf einer wenigstens zur Zeit des Alten Bundes vorhandenen Wirklichkeit? Das Alte Testament legt so großes, entscheidendes Gewicht auf den Glauben und die Gottesfurcht. Wer Gott fürchtet und Glauben hält, ist trotzdem, daß er ein Sünder ist, ein Gerechter. Soll das nicht gelten für den Zustand nach dem Tode? (Fortsetzung folgt).

Zu den Dumawahlen.

„Ihr Mennoniten wollt doch immer etwa Besonderes haben"—Dieser Ausspruch eines Petersburger Beamten kam mir unwillkürlich in den Sinn beim Lesen des Artikels des Herrn J..z.., in welchem für einen besondern Vertreter aller Mennoniten in der Reichsduma plädiert wird. Sehen wir uns diese Sache einmal etwas näher an. Nach dem gegenwärtigen Bestande der Duma kommt im Mittel ein Vertreter auf je 250000 Einwohner. Wie kommen denn wir 60000 Mennoniten (so viel sinds wohl ungefähr) mit dem Recht auf $1/4$ Abgeordneten dazu, einen oder sogar deren zwei ganze für uns zu verlangen? Also wieder etwas ganz Apartes für uns—die wir übrigens uns im Grunde genommen ja auch alle für etwas ganz Besonderes zu halten nur allzusehr geneigt sind. Der Vergleich mit den Fremdvölkern, die wohl noch zum größten Teil nomadisieren, ist meines Erachtens nicht mit Recht anzuziehen; denn bei denen liegen ganz besondere Verhältnisse vor, u. a. auch inbezug auf ihr territoriales Zusammenwohnen und auf ihre besondere Rechtslage; während wir im bürgerlichen Leben doch vor dem Gesetz dieselben Bauern oder meinetwegen heute dieselben Bürger sind, wie unsere anderssprachigen oder konfessionsunterschiedenen Nachbarn.

Ich denke es ist sehr an der Zeit, daß wir beginnen uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir in Zukunft in einem konstitutionellen Staate zu leben haben werden mit gleichberechtigten Bürgern und daß sich in einem solchen kaum die Möglichkeit ergeben wird, die inne gehabte Bevorrechtung aufrecht zu erhalten. Bei den asiatischen Völkern liegt abgesehen davon, daß diejenigen, denen ein besonderer Abgeordneter zugestanden worden, eine weit größere Zahl als wir anfzuweisen haben, noch besonders wohl der Umstand vor, daß sie wegen ihres kulturellen Rückstandes nicht in der Lage sein würden, mit den andern Wählern zusammen ihre Rechte gehörig wahrnehmen zu können. Bei uns „hochkultivierten Mennoniten" dagegen, die wir immer „etwas Besonderes" haben wollen, wird schon sicher vorausgesetzt, daß wir uns auf gut deutsch gesagt, die Butter nicht vom Brot streichen lassen und unsere Rechte so wie alle anderen Wähler schon uns zu schützen suchen werden. Wir sind in dieser Beziehung nach oben ja berühmt.

Wenn wir dies aber nicht einmal tun, sondern wie schmollende Kinder, die immer etwas Apartes haben wollen bei den Wahlen abseits stehen wollen, so ist es unsere Schuld; den Appetit auf dies Besondere werden wir uns in diesem Falle aber sicher vergehen lassen müssen. Wenn das so ginge, so würden unter vielen andern z B die Ostseedeutschen in den 3 Provinzen, wenn ich nicht irre etwa $1/4$ Million ausmachend, gewiß schon alles in Bewegung gesetzt haben, während sie jetzt von den Letten und Ehsten einfach an die Wand gedrückt werden. Die Nationalrussen in den Westmarken haben ja versucht, eigene Vertreter zu erlangen und sind damit durchgefallen. Was man denen abschlägt, sollte man das uns Stiefkindern zubilligen? Und womit wollen wir denn unser Verlangen motovieren? Mit unsern Verdiensten, mit unserer loyalen Gesinnung, oder etwa mit den bisher genossenen Vergünstigungen? Von alle dem wird kaum etwas einen Eindruck machen, besonders in dieser Zeit, wo die bestandenen ständischen Vorrechte abgeschafft werden sollen, es zum Teil schon sind.

Kurz und gut, mit dieser Utopie, mit diesen Luftschlössern wollen wir uns den Kopf lieber nicht zerbrechen; es wäre vergebliche Mühe. Am wenigsten würde unsere konfessionelle Besonderheit in die Wagschale fallen, nachdem das Prinzip der Glaubensfreiheit proklamiert und mit dessen Ausführung begonnen worden ist. Was wollen wir denn da noch

schützen, außer unserer Wehrpflicht. Daß diese bei dem nivellierenden Streben in großer Gefahr ist, können wir uns selbst sagen; aber ein einzelner Abgeordneter in der Duma, und seien es sogar zwei, wird keinesfalls im stande sein, allem dem vorzubeugen, wenn dieses Slreben nach Abschaffung der Sonderrechte in der neuen Duma herrschend sein wird. Trotzdem kann man überzeugt sein, daß ein solcher sein Bestes tun würde, mehr wie jeder andere, der seine Mithilfe verspricht. Es ist meines Erachtens in dem Falle nur möglich, daß unsere relativ kleine Zahl uns hilft, wenn die Wehrfreiheit bestehen bleiben sollte, und das mit Concessionen.

Uebrigens aber hat die Duma in den andern westeuropäischen Staaten Deutschland Oesterreich ja die allerschönsten Präcedenzfälle vor Augen, um nicht besonders rücksichtsvoll mit uns verfahren zu brauchen. Dort haben unsere Brüder sich ja dem allgemeinen Gesetz unterworfen, awossi—werden sie es hier auch tun und wenn schließlich nicht, nun dann werden an 700000 Dessjätinen Land für den russischen Bauern frei, also auch ein Gewinn; denn den linksstehenden Parteien sind wir als Besitzende, als Bourgeois und für Umsturzpropaganda Unzugängliche ohnehin ein Dorn im Auge, während die wahrhaft russischen Männer der Rechten uns als Deutsche gründlichst verabscheuen. Wie groß aber die Mittelparteien sind, die uns dulden, oder in noch engerem Kreis diejenigen, welche uns als voll neben sich anerkennen, das könnte vielleich einigermaßen nach den ersten Dumawahlen abzuschätzen sein.

Denn ich denke, wir sind immerhin noch so weit auch materiell gesinnt, daß wir den Kadetten mit ihrer Zwangsenteignung des Besitzes weder Heeresfolge werden leisten, noch überhaupt mit ihnen werden sympatisieren können. Wenn aber die Partei der friedlichen Erneuerung z. B. mit den Heyden Schipow an der Spitze, um den Kadetten den Wind abzugewinnen, auch diese Maaßregel in ihr Pogramm aufnimmt, so mag das in der Parteitaktik wohl ein gelungener Schachzug sein, vertrauenerweckend aber ist er durchaus nicht, wenn man seine Ansichten, und zudem in solcher prinzipiellen Frage, wie einen Handschuh wechselt, wenigstens für mich nicht, und ich würde Bedenken tragen, mich groß auf solche Unterstützung zu verlassen, wie dies offenbar auf den gehabten persönlichen Verkehr hin geschieht.

Wenn wir also in der Duma einen Vertreter haben wollen, und darin stimme ich dem Autor des angezogenen Artikels vollkommen zu, daß dies urnotwendig wäre, so müßte dies auf dem allgemeinen Wege erreicht werden,—wenn es zu erreichen ist!!!

Es wäre also notwendig, daß wir uns ganz kaltblütig die Chancen vor Augen halten, die wir dazu haben. Mir fehlt aber dazu das vollständige Material aus den in Frage kommenden Kreisen. Aber immerhin, eine Möglichkeit dazu kann überhaupt nur in den beiden Gouvernements Taurien und Jekaterinoslaw vorliegen. Soviel ich für Taurien übersehen kann, wo für uns Mennoniten doch wohl nur die Kreise Berdjansk, Melitopol, Theodosia und Eupatoria überhaupt in Frage kommen können, so muß ich sagen, daß die Wahl eines Mennoniten nur zufällig geschehen kann; durchzudrücken ist sie entschieden nicht. Für Jekaterinoslaw fehlen mir genügend Anhaltspunkte, doch dürfte auch dort nur dasselbe der Fall sein.

Wir müßten folglich, um zu einem Dumamandat zu kommen, Männer aufzuweisen haben, die auch bei andern genügend Ansehen, Einfluß und Zuvertrauen haben, um deren Stimmen auf sich zu vereinigen. Ich glaube, in dieser Hinsicht ist es aber bei uns recht schwach bestellt. Im großen ganzen mit nicht vielen Ausnahmen, die zum guten Teil aber auch schon der Geschichte angehören, haben wir recht wenig nach außen hin, das heißt im öffentlichen Leben des Gouvernements uns hervorgetan, und von heute auf morgen ist diese Popularität nicht zu erreichen. Eine Popularität aber bei uns bedingt bei weitem noch nicht eine gleiche nach außen hin. Zudem trifft auch nicht immer zusammen, daß die etwa vorhandenen geeigneten Kräfte auch über die erforderliche Wahlberechtigung verfügen.

Das alles läßt unsere Aussichten in keinem rosigen Lichte erscheinen und man könnte sagen, wenn dem so ist, so ist es ja auch von keinem Belang, ob man sein Wahlrecht ausübt, oder sich die zwecklose Unbequemlichkeit erspart. Das ist aber dennoch sehr verfehlt. Einmal kann der Zufall es doch fügen, zum andern aber je mehr unserer Wahlmänner wir auf die Gouvernementsversammlungen schicken können, desto mehr auch Aussicht auf einen eigenen Vertreter, oder wenn auch das nicht, doch desto mehr Aussicht, gemäßigte, uns genehme Abgeordnete in die Duma zu bekommen. Und das allein ist schon der Mühe wert. Wir haben uns so gewöhnt auf die linken Parteien zu schelten, wollen aber nicht das Mindeste dabei tun, um sie weniger zahlreich in die Duma gelangen zu lassen, um ihren Bestrebungen vorzubauen. Diese Schuld unsererseits muß erst entschieden wett gemacht werden; dann erst haben wir die Berechtigung zum Schelten. Das betrifft unser Gutsbesitzer und die Stadtwähler; doch kann auch ein jeder in seinem Teil etwas dazu tun, um dem Unwesen zu steuern.

Wir wollen uns aber eines klar machen. In der Parteitaktik wie in der Politik gilt keine Rücksicht, sonst hat man verloren. Darum, wo irgend in einer Wahlversammlung man die Möglichkeit dazu hat, seine Kandidaten allein durchzubringen, da muß dies geschehen und ohne jede Concession an andere; Zugeständnisse dürfen nur dort gemacht werden, wo es die Wahl der eigenen Vertreter wirklich erfordert. Es ist das eine reale Politik, für sanfte Gemüter vielleicht schon eine brutale, aber mit Sentimentalitäten kommt man nicht zum Ziel.

Was nun die Wahlagitation betrifft, so bin ich ganz derselben Ansicht, daß dieselbe durchaus statthaft ist. Wir sind aber viel zu wenig Parteimenschen und Politiker und zu wenig an das öffentliche Vortreter gewöhnt, so daß man auf einen großen Eindruck unserer Programmreden oder Versprechungen u. s. w. kaum wird rechnen können. Eines möchte aber doch zu bemerken sein: Daß sich unsere geistlichen Vertreter in diese öffentliche Wirksamkeit hineinbegeben, kann man denn doch nicht für statthaft ansehen. Die Politik verdirbt bekanntlich den Charakter und sie haben ihre Wirksamkeit auf einem andern Gebiete zu koncentrieren; hierbei könnten sie sich nur in ihrem Ansehen Abbruch tun, was bei Laien nicht der Fall wäre.

Ueber geeignete Persönlichkeiten läßt sich nicht viel sagen. Denn es hängt nur zum Teil von uns ab, wer zum Wahlmann gewählt werden wird. Von den Gemeindevertretern wird wohl kaum wo einer bis in die Gouvernementswahlversammlungen gelangen, denn die russischen Bauern haben allein hier das Heft wohl auf allen Orten in der Hand. Auf den städtischen Wahlversammlungen wird noch weniger einer gewählt werden. Bleiben folglich nur die Gutsbesitzer, welche Wahlchancen haben. Damit beschränkt sich der Kreis der Kandidaten schon recht sehr, in welchem wir Umschau zu halten haben würden nach geeigneten Persönlichkeiten. Darum aber ist grade den Gutsbesitzern unter uns nicht genug ans Herz zu legen, unter sich eine sorgfältige Wahl zu treffen und in keinem Falle das ihnen zustehende Wahlrecht zu versäumen; denn bei ihnen liegt die Sache eines eigenen mennonitischen Vertreters.

Auch ich halte die Aeltesten nicht für die geeigneten Vertreter für uns in der Duma, wenn auch aus andern Gründen, als Herr J.. z.. Man muß in das Petersburger Leben, in die Gesellschaft hineigeschaut haben, um sich ein Bild zu machen, welche Anforderungen an einen Abgeordnetend gestellt werden würden. Mit dem öffentlichen Austreten in der Duma ists nicht getan; die Unterhaltung der Beziehungen zu den verschiedenen Fractionen und zu den einzelnen Abgeordneten deren Zugänglichkeit erfordert vieles, was den Erfolg macht, für einen Kirchenältesten aber kaum ausführbar wäre. Wollen wir aber eine reale Politik treiben, so müssen wir auch die Mittel wollen, die den Erfolg geben. Die Dumareden sind nur das öffentliche Turnier; entschieden werden die Angelegenheiten ja doch in den Parteisitzungen schon vorher, und da liegt für uns, auch bei einem oder sogar zwei eigenen Abgeordneten der Schwerpunkt. Ob die Aeltesten ferner auch in den betreffenden Gouvernements die auswärtige Popularität genießen, die sie zu geeigneten Kandidaten für uns qualifizieren würde, ist äußerst zweifelhaft. — i —

Zu den Dumawahlen.

Der J... z... gezeichnete Aufsatz in № 66 des Botschafters „Zu den bevorstehenden Dumawahlen" hat in einer Beziehung meine größte Verwunderung erregt: Es ist mit keiner Silbe davon die Rede, daß die Mennoniten bei den Wahlen auch mit andern deutschen Gruppen Hand in Hand gehen könnten! Aus Herrn J... z...'s Ausführungen könnte man beinahe den Schluß ziehen, daß die Mennoniten gar nicht zu den Deutschen gezählt sein wollen: Ich meine aber doch, die Mennoniten sind eben so gute Deutsche wie die Schwaben, Balten, Sachsen, Böhmen etc. etc. So lange die Mennoniten nicht das Recht haben, aus ihrer Mitte besondere Vertreter in die Duma zu entsenden, müssen sie natürlich alles daran setzen, einen Mennoniten in die Zahl der Abgeordneten hineinzubringen. Solches wird ihnen niemand verdenken. Stellen die Mennoniten sich aber auf den Standpunkt, daß sie sich ausschließlich für die Wahl mennonitischer Abgeordneter interessieren, für die Wahl „Deutscher" Abgeordneter aber nichts tuen und kein Interesse dafür haben, ob Vertreter des Deutschtums in die Duma kommen, so ist das ein trauriges Zeichen von Engherzigkeit. Wenn sich die verschiedenen anderen deutschen Gruppen auf einen entsprechenden Standpunkt stellen, so muß jede einzelne Gruppe unterliegen! So gibt es überhaupt keine Deutschen in Rußland, sondern bloß Katholiken, Lutheraner, Baptisten, Mennoniten, Schwaben, Balten etc. etc. So aufrichtig ich es den Mennoniten gönne, daß sie Vertreter aus ihrer Mitte in die Duma in den Wahlen durchbringen mögen, so betone ich es, daß in erster Linie für die Wahl „deutscher" Abgeordneter gearbeitet werden muß! Erst ist zweiter Linie darf die Zugehörigkeit zu dieser oder jener deutschen Gruppe berücksichtigt werden. Es sind eben alle deutschen Wähler verpflichtet, ihre Stimmen dem Kandidaten zu geben, der am ehesten Aussichten auf „Gewählt werden" bietet! Was würden die Mennoniten dazu—sagen, wenn sie z. B. Aussicht hätten, ihren Kandidaten durchzubringen, falls er auch die Stimmen der Lutheraner erhält, die Lutheraner aber sagen, einem Mennoniten geben wir unsere Stimmen nicht, denn wo wir Unterstützung brauchen, wird sie uns durch die Mennoniten nicht zu

Feuilleton.

Mir nach — — !

Von Bernhard Genidron.

Purpurne Wolken hingen am hohen Himmel und warfen das friedliche Licht der scheidenden Sonne auf die Erde. Ihr dunkles Rot spiegelte sich in den träge dahinfließenden Wassern des Flusses. Manche Welle jedoch war nicht nur in den Widerschein der leuchtenden Sonne getaucht, sie wälzte sich unruhig dahin, als drücke sie eine schwere Last, blutgetränkt floh sie eilends vorbei, als könne sie nicht schnell genug ins Meer gelangen und sich in kristallner Tiefe baden, rein von aller Schuld, die gen Himmel schrie.

Den ganzen Tag hatte die Sonne friedlich in vollem Glanze auf die Fluren herniedergeschaut, und doch hatte sie Greuel und Verwüstung sehen müssen; noch unter ihren letzten Strahlen rauchte kostbares, in männermordenden Schlacht vergossenes Menschenblut.

Am Ufer des Flusses waren feindliche Ritterscharen aufeinandergestoßen, kurze Zeit nur hatte der Kampf gewährt, dann waren zersprengte Trupps und einzelne Reiter entsetzt von der Wahlstatt geflohen, und hinter ihnen her flog blutdürstend die Schar der Sieger. Auf dem Schlachtfelde lagen die Toten in ihrem Blut, stöhnten die Verwundeten in der dörrenden Sonnenhitze, doch ungehört verhallte ihr Stöhnen und Wimmern, ungehört verklang ihr Angst- und Wutgeschrei. Langsam kam die Nacht, und die wilden und qualvollen Klagen verstumten und erstarben zu heiserem Röcheln. Beutehungrige Bauern, und marodierende Soldaten schlichen sich zu den Toten und Sterbenden und plünderten und raubten. Aus der Ferne drang verworrener Lärm herüber. Dort lagerten die siegreichen Reiter und ruhten aus von den Mühen des Kampfes und ließen Freund und Feind auf dem Schlachtfelde elendiglich verderben.

Die grauen Schatten der Dämmerung krochen über den plätschernden Fluß und hockten zwischen langweiligen Weiden am Ufer. Ein Sterbender stöhnte, sonst war es still. Da scholl Hufschlag durch die Nacht, quer über das Feld stürmte ein Reiter daher. In seinen Augen braute düsteres Feuer, seine nervige Faust umspannte krampfhaft die schwere Reiterpistole. Das Roß schnupperte unruhig mit erhobenen Nüstern, stutzte dann plötzlich und sprang zur Seite. Der Reiter sprang ab, vor ihm lag ein Toter. Ein verächtliches Lächeln umspielte des Reiters Lippen. Was galt ihm ein Toter? Er hatte so manches Schlachtfeld gesehen, so manchen Feind selbst niedergestreckt, so oft dem Tode kühn ins Auge geblickt, vielleicht war der Arme da vor ihm von seiner Hand gefallen. Er war gewohnt an das, auch heute war ihm das Schlachtenglück treu geblieben und er hatte seine Schar zu Sieg und Glanz führen können.

Diese Gedanken fuhren durch seinen Sinn, doch gleich wieder verdüsterte sich der Blick, der für Sekunden froh aufgeleuchtet hatte; schwermütig, fast verzagt glitt er über die weite Wahlstatt in die dunkle Ferne. Und dann schritt der Sieger, gebeugt wie ein Sklave, über den blutigen Rain, an den Toten und Sterbenden vorbei dem Flusse zu, wo der Stamm einer knorrigen Weide in die dunkle Nacht ragte. Eine Weile stand er still. Hier war sein Freund, der Gefährte auf manchen Streifzügen, gefallen. Er sah ihn vor sich auf feurigem Schimmel, sah ihn an der Spitze seiner Leute dem Feind entgegenstürmen, und hörte ihn siegesfreudig rufen: „Mir nach"! und gleich hinterher, als ihn ein Schuß vom Pferde warf, bang aufschreien: „Oberst"! Das hatte ihm gegolten. Und jetzt klang es ihm stundenlang in den Ohren: „Mir nach, Oberst"! Ihm war, als habe der Freund auch ihn sterben geheißen, als wolle er ihn nach sich in den Tod und Grab ziehen. „Mir nach, Oberst! mir nach!" Auf seinem Pallasch gestützt, stand der Oberst da. Ein Schauer durchlief seine Gestalt, dann richtete er sich trotzig auf. Eben trat der Mond aus den Wolkenbergen und bedeckte das Schlachtfeld mit seinem weißen Licht wie mit einem Leichentuch. Der Oberst bückte sich und suchte unter den Toten nach der Leiche seines Leutenants. Da lag sein Kamerad, er kniete nieder und sah bewegt in das starre, schmerzverzogene Gesicht, in die halbgeschlossenen, verglasten Augen. Und während er nieder sah, stieg ein Bild in seiner Seele auf, ein Erlebnis, in dessen Bann er einst in frohen Tagen gestanden. Der Tod des Freundes, und sein letztes: „Mir nach! Oberst!" hatte ihm nun die Erinnerung daran zur unerträglichen Qual gemacht.

Es mochte einige Tage her sein, da war er mit seiner wilden Reiterschar in ein kleines Dorf eingerückt und hatte sich darin festgesetzt. Für die Dörfer brachen böse Tage an. Abseits vom Dorfe lag eine Mühle. Bis dicht an das Wohnhaus erstreckte sich finsterer Tann, an der Mühle vorbei rauschte und brauste der schnelle Bach, der das große Rad vom frühen Morgen bis zum späten Abend trieb. Hier hatte der Oberst und sein Leutnant Wohnung genommen. Die Müllersleute taten, was in ihrer Kraft stand, ihre Gäste zufrieden zu stellen, sie sorgten für guten Tisch und kühlen Trank und hatten bald über die Angst und Sorge, die sie sich anfänglich gemacht. Ihre Gäste waren wahrlich nicht die Teufel, wie sie es sich gedacht, sie aßen und zechten und waren zufrieden. Was Wunder, daß sich die Alten in Sicherheit wiegten und ihr Töchterchen aus sicherem Versteck herholten. Die beiden Offiziere waren ja keine Unholde, waren ja auch Christen und bewahrten zudem ihr Haus vor Plünderung und Brandstiftung. Da würden sie, dachten die Müllersleute, auch ihrem Kinde nichts zu leide tun. Und fortan waltete Anna wieder in der Mühle. Der Leutnant sah sie und teilte es seinem Freunde mit, der Oberst erbat sich von den Eltern das Mädchen zur Bedienung aus. Der Müller fand nichts Böses dabei, und wenn sein Weib klagte, man sei vorzeitig vertrauensselig gewesen, so suchte er ihr die Grillen auszureden.

Anna bediente fortan die Herren. Sie war ein zartes, junges Kind. Schlank wie ein Reh, schaute sie aus blauen Augen in die Welt, so frisch und frei, so vergnügt und heiter, als gebe es nur gute Menschen, als sei sie gefeit gegen Unglück und Lug, und Trug. Ihr blondes Haar hing auf das samtne Mieder herab wie goldner Sonnenschein, und manchmal fuhr das Mädchen mit ihrer kleinen Hand in die leuchtende Flut, und strich sich die widerspenstigen Locken aus der Stirn. Der Leutnant verfolgte ihre Bewegungen begehrlichen Blickes, und nur die Anwesenheit des Obersten hielt ihn von ungestümem Liebeswerben ab. Der Oberst selbst war bald wie verwandelt. Trat die Kleine ins Zimmer, dann brach er mitten in der Rede ab, er vergaß Speise und Trank und sah immerfort zu dem Mädchen hin. Als fühle sie den Blick der Männer auf sich ruhen, wandte sie sich ab, und eine Blutwelle überflutete ihre reinen Züge.

Der Oberst war verstimmt. Tagelang schon schmachtete er ein Mädchen an und warb still um sie, ohne ein Wort zu wagen, er war verliebt wie ein fahrender Scholare und doch zu feige, um die Geliete zu werben. Er fürchtete sich vor so reinem Kinde. Und ein simpler Müllersknecht hatte sie, wie er gesehen, bei der Dämmerung im Garten geherzt und geküßt, einem simplen Müllerknecht fiel das Glück in den Schoß, er ersehnte. Wilde Eifersucht und rasender Zorn durchzitterten ihn.

Die Nacht war schon angebrochen und immer noch zechten der Oberst und sein Leutnant, immer noch mußt Anna hin und her gehen, die geleerten Becher zu füllen. Wortkarg, in sich versunken saß der Oberst da, und in

teil! Ich halte es für allein richtig, daß alle deutschen Gruppen Hand in Hand gehen! Wollen die Mennoniten die andern nicht unterstützen, so verlieren sie das Recht ihrerseits Unterstützung zu heischen. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig!

— Daß die Mennoniten fürchten müßten, mit den Lutheranern „in einen Topf geworfen zu werden„ wie Herr J....z.... schreibt, dürfte übertriebene Ängstlichkeit sein; wo aber die Grenzen der mennonitischen Religionsgemeinschaft heut zu tage beginnen oder aufhören, dürfte den meisten Nichtmennoniten düster scheinen. Man trifft so oft Baptisten, Brüdern und andern Religionsgemeinchaften angehörende Mennoniten, daß man sich die Meinung bilden muß, es gebe zweierlei Mennoniten: Die Einen bilden eine Religionsgemeinschaft, die andern aber wollen bloß weltliche Privilegien wahren, indem sie sich Mennoniten nennen, ohne das Geringste mit dieser Religionsgemeinschaft zu teilen. Bin ich im Irrtum, so wäre mir sachliche Belehrung sehr erwünscht. — Die Deutschen an der Wolga wünschen einen besondern Wahlkörper zu bilden, die Mennoniten einen besondern; ob der gleiche Wunsch von den Deutschen in anderen Gegenden und von anderen Religionsgemeinschaften auch geäußert worden ist, ist mir nicht bekannt. Solange das Wahlsystem ein derartiges ist, daß bloß die Majorität ihre Kandidaten durchbringen kann, ist der Wunsch entschieden berechtigt. Mehr zusagen würde mir ein Wahlsystem, das auch Minoritäts-Gruppen die Möglichkeit bietet, Vertreter zu erhalten, ohne daß besondere Kurien für einige Volksstämme oder Gemeinschaften gebildet werden.

Vorläufig aber wollen wir uns dessen bewußt werden, daß wir als Deutsche gemeinsame Interessen haben und danach zu handeln verpflichtet sind.

W. Spindler.

Vaterländisches.

— Wer nicht wählen darf: Nach einem Telegramm, das der Hr. Gouverneur am 9. Okt. vom Minister des Innern erhalten hat, sind alle, die im Dienst der Dorfs- und Wolostverwaltungen stehen, wie zum Beispiel die Wolostschreiber u. s. w. laut Senatsentscheidung vom 5 Apr. 1906 von den Wahlen auszuschließen.

— Warschau. Drei halbwüchsige Burschen schossen auf der Straße auf den Lehrer der alten Sprachen Dombrowskij u. verwundeten ihn am Halse. Die jugendlichen Übeltäter sind einstweilen noch nicht eingefangen.

— Bekanntlich weilt Graf Witte bereits seit einiger Zeit wieder in St. Petersburg. Wie nun die Berliner „Tägliche R." wissen will, ist den russischen Monarchisten der Aufenthalt des Grafen Witte in der Residenz sehr unbequem. Sie befürchten, daß er als Führer einer größeren gemäßigten Gruppe in der Duma eine leitende Rolle übernehmen wird. Bei Hofe wird gegenwärtig eine scharfe Agitation gegen Witte betrieben, um nach Möglichkeit seinen Einfluß zu schmälern. Weiter erfährt dieselbe Zeitung, daß die Gesundheit des Grafen Witte während seines Aufenthalts im Auslande vollständig wiederhergestellt worden ist. Graf Witte fühlt sich durchaus wohl und frisch und hat, nach seinen eigenen Worten, einen bedeutenden Vorrat neuer Kräfte während der letzten Monate gesammelt. Die Nachricht der „Petersburger Telegr.-Agentur", wonach Graf Wittes Gesundheit viel zu wünschen übrig läßt, scheint dem nach auf einem „Versehen" zu beruhen.

— Mitau. Der General-Gouverneur hat befohlen, das Todesurteil an dem 17 jährigen Schüler der Realschule Krinhofen und an dem Wilnaschen Bauern Adamowitsch, die einen Wolostältesten erschlagen haben, zu vollstrecken.

— St. Petersburg. Der 17 jährige Gymnasiast des Pfowskschen Gymnasiums Wenetzkij, der Soldaten zum Ungehorsam gegen die Vorgesetzten aufgestachelt hat, ist vom Petersburger - Kriegs - Kreisgerichte zum Verluste aller Rechte und zur Ansiedlung verurteilt worden.

— Flucht von 25 zur Zwangsarbeit verurteilten Matrosen. Wie die Blätter übereinstimmend berichten, sind am 27. Oktober 25 Matrosen, die wegen Beteiligung an der Meuterei im Juli zu unbefristeter Zwangsarbeit verurteilt worden sind, aus dem Kronstädter Gefängnis unter folgenden Umständen entwichen: Als den Matrosen mitgeteilt worden war, daß sie in den ersten Tagen des November zur Zwangsarbeit verschickt werden würden, richteten sie an den Chef des Gefängnisses ein Kollektivgesuch um Erlaubnis zum Besuch der Badstube. Da die Kronsbadstube nicht disponibel war, mietete der Gefängnischef eine private Badstube und fertigte dahin die gefangenen Matrosen in Gruppen von je 25 Mann unter dem Konvoi von 16 Soldaten ab. Einer dieser Gruppen war es in bisher noch nicht aufgeklärter Weise gelungen, unter der Arrestantenkleidung Zivilkleider anzuziehen. Als diese Gruppe die Badstube verließ, stürzten sich die Arrestanten auf die Soldaten, entrissen ihnen die Flinten und ergriffen die Flucht, wobei während des Handgemenges mit dem Konvoi ein Soldat getötet und mehrere Soldaten verwundet wurden. Die überrumpelten und entwaffneten Soldaten gerieten in Verwirrung und ermöglichten dadurch den Gefangenen, die schnell ihre Arrestantenkleidung abwarfen, die Flucht. Am 28. Oktober wurde ein Flüchtling, als er sich in einem Fischerboot nach Lissi Noß übersetzen lassen wollte, wieder verhaftet. Die übrigen 24 werden gesucht, bis jetzt noch erfolglos.

St. Ptb. Ztg.

— Generalversammlung des Verbandes vom 17 Oktober. Der große Adelssaal war Sonntag den 5. November bis auf den letzten Platz besetzt. Im Publikum, das meist den höheren Ständen angehörte, waren auch viele Vertreter der deutschen Gesellschaft zu bemerken. Krassowski schlug A. J. Gutschkow zum Präsidenten der Versammlung vor, dieser, von einem Beifallssturm empfangen, proponierte Rodsjanko und Miljutin zu Vizepräsidenten. Darauf wird ein Begrüßungstelegramm von Stachowitsch verlesen, das die Mittelparteien zur Einigung mahnt. A. J. Gutschkow sucht in längerer Rede die Stellung des Verbandes nach links und rechts abzugrenzen, indem er das konstitutionelle und das monarchische Prinzip als für den Verband maßgebend darstellt. Tschistjakow charakterisiert die revolutionäre Tätigkeit der Duma. Brafmann bittet um pekuniäre Unterstützung, da der Verband von den bisher eingelaufenen 30.000 Rbl. 27.000 Rbl. ausgegeben habe. Polowzow und Ssolowjew melden sich zum Wort und dringen auf tatkräftige Mitarbeit in der Partei. S. W. Lawrow von der Partei der Rechtsordnung mahnt als Gast zum Zusammenhalten der Mittelparteien. J. N. Miljutin führt aus, daß der Verband nach wie vor die Durchführung des Manifestes vom 17. Oktober zu erstreben habe. Nachdem N. W. Krassowski über die Organisation des Verbandes gesprochen und eine Veränderung im Statut von der Versammlung angenommen ist, schließt Plewako die Sitzung mit einer begeistert aufgenommenen Rede, in der er in allgemeinen Sätzen das Wesen und die Ideale der Partei ausspricht.

St. Pet. Ztg.

— Telegraphischen Nachrichten zufolge hat der Ministerrat die nichtrussischen Schulen (инородческія) im Taurischen und Ufimschen Gouvernement den örtlichen Schulräten unterstellt und dem Minister der Volksaufklärung das Recht eingeräumt, diese Maßnahme auch auf die nichtrussischen Schulen der anderen Gouvernements auszudehnen.

Das Steigen des Kurses der russischen Werte wird wie die „Kaukasische Post" ausführt, nun nicht mehr ausschließlich durch die Einwirkung Iswolski's auf die Stimmung der Finanzkreise im Auslande, sondern auch durch die Beziehungen der europäischen Börsen zu den amerikanischen erklärt. Die bedeutenderen Banken Englands, Deutschlands und Frankreichs hätten nämlich in letzter Zeit ein Abkommen über die Einstellung des Goldversands nach Amerika getroffen. Auf diese Weise werde ein freier Goldvorrat erzielt, von dem ein Teil in russischen Werten angelegt werden soll, falls jene Staaten nicht unerwartet das Vertrauen in die bevorstehende Beruhigung Rußlands wieder verlieren sollten. Die Festigkeit der russischen Werte speziell an der Pariser Börse wird auch auf Wittes Bemühungen zurückgeführt, die internationale Hochfinanz für russische Eisenbahnbaukonzessionen, an denen jener sich sogar mit eigenem Vermögen beteiligen will, zu gewinnen. In Berlin trägt zur Festigkeit des Kurses der russischen Papiere nicht wenig auch die Meinung bei, Graf Witte werde bei den nächsten Reichsdumawahlen seine Kandidatur (in Odessa) aufstellen (als Mitglied der konstitutionell-demokratischen Partei) und, sollte er gewählt werden und seine Partei wieder die Majorität in der Reichsduma bilden, Präsident der letzteren werden, wodurch die Opposition in Rußland soweit gefestigt werden würde, daß die Regierung es schon nicht mehr wagen würde, den Versuch zu machen, die Konstitution, welche durch das Allerhöchste Manifest vom 17. Oktober vorigen Jahres bewilligt worden, zurückzunehmen. Vorläufig wissen wir nur, daß Witte aus dem Auslande heimgekehrt ist und gegenwärtig in St. Petersburg weilt, allen Gerüchten zum Trotz, denen zufolge Witte von St. Petersburg aus bedeutet worden wäre, nicht hierher zu kommen, sondern sich auf dem Seewege unmittelbar in das Schwarzmeergebiet zu verfügen.

Politische Wochenschau.

Deutschland. In Berlin finden zu Ehren des dänischen Königspaares, das beim deutschen Kaiserpaare zum Besuch ist, große Festlichkeiten statt. Beim Parademittag wechselten die Allerhöchsten Herrschaften Trinksprüche, in denen auf die Erhaltung und Stärkung der freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Dänemark u. umgekehrt hingewiesen wurde.

Großbritannien. König Haakon mit seiner Gattin waren unlängst Gäste am englischen Hofe.

Bei dem Bankett im königlichen Schlosse zu Windsor brachte König Eduard einen Trinkspruch auf den König und die Königin von Norwegen aus, in dem er seiner Genugtung Ausdruck gab, sie in ihrer jetzigen hohen Stellung begrüßen zu können.

England habe stets großes Interesse an Norwegen genommen und aufrichtige Gefühle der Bewunderung für die skandinawischen Reiche gehegt, und ihm habe es große Freude gemacht, den alten Brauch der Investitur mit dem Hosenbandorden wieder einmal stattfinden zu lassen.

In seiner Erwiderung sagte König Haakon, daß der ihm und seiner Gattin bewiesene Empfang Norwegen mit Stolz erfülle, und daß er hoffe, daß zwischen ihren beiden Ländern stets dieselbe Zuneigung herrschen werde.

Das Gericht über Portsmouth. Im Unterhause teilte der Parlamentssekretär der Admiralität, Robertson, mit, daß elf Matrosen, welche an den Unruhen in Portsmouth hauptsächlich beteiligt seien, durch ein Kriegsgericht abgeurteilt werden würden; die Anschuldigungen gegen den Leutnant Collard würden durch den Untersuchungsausschuß geprüft werden. Eine Darlegung der ganzen Angelegenheit werde veröffentlicht werden, wenn die Admiralität die Urteile des Kriegsgerichts und des Untersuchungsausschusses erhalten haben werde.

Italien. Die Gymnasiasten werden unruhig. Wie die „Tägl. Rundschau" aus verbürgten Quellen weiß, sind die Herren Tertianer, Obertertianer u. s. w. schon seit einiger Zeit in ziemlich erregter Stimmung, hauptsächlich darum, weil eine schlechte Note auch in einem Nebenfach den Durchfall durch das Abiturienten - Examen begründen soll. Eine solche drakonische Maßregel hat natürlich alle Gymnasiasten schwer gekränkt und aufgebracht. Daher versammelten sie sich in ihrem Verbindungssaal, um über die traurige Lage zu beraten. Mit Bedauern stellte zuerst der Student Petrucci fest, daß wegen der Uneinigkeit nicht an einen allgemeinen Gymnasiasten-Streik gedacht werden könne, man müsse daher mit legalen Mitteln operieren, um das Unrecht wieder zu beseitigen. Ein zweiter „Herr" griff den Unterrichtsminister scharf an, ein dritter jedoch meinte, man soll ihm nochmals eine Kommission zuschicken, die ihn genau über die Wünsche des „Standes" unterrichten solle. Ein Vierter bemerkte, daß der Minister gerade durch die vielen Wünsche der Kommission nervös geworden sei.... Endlich kam man überein, am nächsten Sonntag eine große öffentliche Protestversammlung abzuhalten.

Bevor man alsdann auseinanderging, wurde ein Begrüßungs-Telegramm an Maxim Gorki, den „erlauchten Gast Italiens", nach Neapel geschickt.

Afrika. Nach einer „Reuter"-Meldung aus Kapstadt stieß die Truppe des Polizei-Inspektors White vorgestern Abend vierzehn Meilen östlich von Upingten auf den Burenrebellen Ferreira. Nachdem eine halbe Stunde hindurch Schüsse gewechselt waren, zog sich Ferreira in den Busch zurück und White ging nach Upington zurück, da ihn ein Hitzschlag unfähig zur Fortsetzung des Gefechts gemacht hatte. Es sind jetzt drei Rebellenscharen unterwegs. Den letzten Nachrichten zufolge ist Ferreira bereits gefangen genommen worden und dürfte damit der Burenaufstand sein Ende erreicht haben.

Stadt- und Landchronik.

Jekaterinoslaw.

— Am 8. November, 6 Uhr abends drangen drei bewaffnete noch sehr junge Männer, darunter einer in Gymnasiastenform, in den Eisenladen Tichonows auf der Schirokaja, Haus Töws, streckten die Revolver vor und drohten mit sofortem Niederschießen, wenn man nicht sogleich gewillt sei, ihnen alles Geld auszuliefern. Der Wirt selbst und seine 4 Angestellten waren wie erstarrt. Einer der Räuber leerte die Kasse, in der c. 300 Rbl. enthalten waren, mit den Worten: „So ists gut, wir brauchen auch viel Geld für die Arbeitslosen." Unterdessen standen draußen zwei Mann vor dem Straßenwächter, ebenfalls mit vorgehaltenem Revolver. Die Räuber sind verschwunden.

— Unlängst wurde hier auch das Quartier Woloschinas überfallen. Die Polizei bekam Nachricht und umzingelte das Haus. Die Eindringlinge waren noch drinnen, und als die Polizisten herein kamen, schossen sie aus Revolvern. Ein Polizist antwortete aus der Flinte. Drei Räuber wurden festgenommen, ein junger Mann war tot, und tödlich verwundet der alte Woloschin, der auch bald den Geist aufgab.

— In Beloserka beraubte eine Bande, bestehend aus c. 20 Mann, den wohlhabenden Herschkowitsch. Als derselbe sein Geld nicht geben wollte und sich mit einem Säbel verteidigte, wobei er einen der Räuber verwundete, schoß man und verwundete ihn. Herschkowitsch, seine Ohnmacht einsehend, gab seine 3000 Rbl. heraus. Von hier gings zu Hrn. Wainberg, dem sie 1000 Rbl. abnahmen.

Sagradowka. **Nachruf.**

Auf einer neulich hier abgehaltenen allgemeinen Lehrerkonferenz konnten wir nicht umhin, auch unseres Collegen, des Herrn Peter Harder, zu gedenken, der nach längerer Wirksamkeit auf Sagradowka aus unserem Conferenzbezirk geschieden ist und sein Arbeitsfeld im Molotschna-

---

trank und trank. Eben reichte ihm das Mädchen ein volles Glas. Da plötzlich, als sei der Teufel in ihn gefahren, faßte er die Kleine mit starker Hand und beugte sie zu sich nieder und küßte sie stürmisch. Anna hatte hell aufgeschrien, das Glas fiel klirrend zu Boden, dann wehrte sie sich verzweifelt gegen die brutale Zärtlichkeit des fremden Mannes. Eben beugte er sich aufatmend zurück, da traf ihn ihre Hand klatschend ins Gesicht und verletzte sein Auge. Mit einem Fluch sprang er auf. „Wildkatze" brüllte er und umschlang sie mit beiden Armen. Gellend rief sie um Hilfe: „Hendrick, Hendrick"! Da lachte er wild auf: „Der soll dich nicht haben!"

Und dann packte er sie und warf sie seinem Leutnant zu: „Nimm sie, da"! rief er heiser, und der schloß die edle Beute fest in seine Arme. Er selbst ging aus dem Zimmer und störte sich nicht an das Flehen und Jammern des Mädchen's, an seine herzzerreißenden Bitten. Was mußte sie sich an einen Müllerburschen hängen und ihn, den stolzen sieggewohnten Reiter, hochmütig verschmähen!

Es war die letzte Nacht gewesen, in der Frühe des nächsten Tages rückte das Fähnlein aus dem Dorfe und ließ den grausamen Tod und Jammer und Wehklagen in seinen Häusern. Als der Morgen graute, hatte man das Mädchen im Bache gefunden, tot, kalt und bleich, noch im Tode schön. Der Oberst sah sie, zuckte zusammen und wandte sich schweigend ab. Vater und Mutter hockten neben der Leiche und fluchten den Mördern und weinten, nur der Knecht suchte sein Lieb an dem Obersten, den er für den Schuldigen hielt, zu rächen, doch der Pallasch eines Soldaten streckte ihn vorzeitig nieder. Der Trompeter blies, und dann sprengte das Fähnlein in den frischen Morgen.

Ein unangenehmes Geräusch scheuchte den Oberst aus seinem Brüten. Ob es das dumpfe Röcheln eines Sterbenden, das Zischen einer Schlange war, oder gar aus seinem Innern kam?! Er war nicht mehr Herr seiner Sinne. Immer sah er den Mühlbach und die bleiche Tote, immer hörte er den lauten Ruf seines Mitschuldigen, der seine Tat mit dem Tode gebüßt, das grausige: „Mir nach! Oberst!" und dann wieder den Angstruf des Mädchens:

„Hendrick! Hendrick!"

Und da — was war das?! — knackte nicht der Hahn einer Pistole in seiner Nähe? — Und jetzt — ein Schuß! Er griff nach der Brust — er wankte. Im Scheiden seiner Sinne sah er den Müllerknecht vor sich, dessen Augen unter der mit blutigem Lappen verbundenen Stirn in unversöhnlichem Haß leuchteten.

Sterbend sank er neben des Freundes Leiche zu Boden.

Aus: Tgblt.—Dresden.

er Bezirk gefunden hat. Herr Harder pflegte an unseren früheren Conferenzen sich mit warmem Interesse zu beteiligen und hat nicht wenig zur Anregung und Belebung derselben beigetragen, sowohl durch seine guten Lehrproben und seine gewandte, schlagfertige Art bei der Diskussion pädagogischer und didaktischer Fragen, — als auch durch manche von ihm mit dem Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit vertretenen Ideen. Die von Herrn Harder eigens für unsere Schulverhältnisse geschaffenen deutschen Sprachhefte sichern ihm ein dankbares Gedenken bei vielen Collegen. Wir übersenden ihm hiemit einen warmen Gruß und einen herzlichen Segenswunsch für Haus und Beruf.

Des Lehrercollegium auf Sagradowka.

— Ein Zirkular des Kurators erklärt, daß das Ministerium der Volksaufklärung allen Lehrern die Zugehörigkeit zu solchen politischen Parteien untersagt, welche der Regierung gegenüber sich feindlich verhalten. Von allen Lehrern wird gegenwärtig Unterschrift genommen, daß sie sich dieser Vorschrift fügen wollen.

— Die Gründerinnen von Kindergärten müssen mindestens das Zeugnis einer Volksschullehrerin besitzen.

— **Dr. F. W. Bädecker** ist, wie wir einem ausländischen Blatte entnehmen, vor einigen Wochen in hohem Alter zur Ruhe der Kinder Gottes eingegangen.

— Zur „Mittelschule" wird uns geschrieben: „In der Mittelschulsache wirde weiter gearbeitet, sie soll, wenn es nur möglich ist, kein „Ideal" bleiben. Die ausgearbeitete Vorlage dürfte zu den Weihnachtsferien fertig und von der Kommission durchberaten sein, so daß dann die weiteren Schritte vorgenommen werden können. Trotz der in № 66 sich zeigenden Ungeduld läßt es sich nicht früher machen.

November 5. 1906.

Olgafeld.

Gestern wurde den Arbeitern der Fabrik des Herrn J. Niebuhr der Arbeitslohn ausgeteilt. Nachdem das Geld verteilt war, eilte jeder seiner Heimat zu. Es war bereits finster geworden, und ein Teil der Arbeiter mußte noch den Weg von circa 7 Werst bis zu dem nächsten Russendorfe Rogatschik zurücklegen, wo dann ein jeder erst die Seinigen fand. Unter diesen war auch der einzige hebräische Arbeiter namens W. Sopsai, ein Schmied, der diesen Weg zu machen hatte. Letzterer ging mit Verspätung von hier ab und mußte den Weg allein machen. Schon nicht weit von Rogatschik, begegneten ihm drei Kerle, packten ihn an und forderten ihm das Geld ab, wobei sie ihm noch Schläge versetzten. Der erschreckte Israelite übergab diesen Vagabonden die von ihm im Schweiße des Angesichts schwer verdienten Rbl. 21 und flüchtete. In Rogatschik angekommen, wurde solches gleich des Polizei gemeldet, welche dann auch gleich auf die Suche ging, aber ohne Erfolg. Der Leser glaube nur nicht, daß diese Unholde Arbeitskameraden des Beraubten waren, o nein. Dieser einzige Jude steht bei seinen Kamerade in voller Achtung und niemand wünscht ihm etwas Übles. D.

Aus den Gemeinden— für die Gemeinden.

Christliche Liebestätigkeit.

(Schluß).

Es ist Realität, denn von nichts wird nichts. Was aber hier geworden ist, trägt nicht die Art des selbstsüchtigen und ehrsüchtigen Menschengeistes an sich, sondern das Wesen und die Art Jesu und der in ihm erschienenen göttlichen Liebe."

Nachdem H. Meinhof gezeigt, was christliche Liebestätigkeit erreicht hat, beantwortet er die zweite Frage: Welche Lehren und welche Aufgaben christlicher Liebestätigkeit ergeben sich aus dem Erreichten für die Gegenwart? „Alles Erreichte kann, wie es durch Liebe geschaffen ist, nur durch Liebe erhalten und vollendet werden. Es gilt: Liebe tun, Liebe üben, und in der Übung Liebe lernen. Diese Übung muß anfangen bei den nächsten Pflichten. Also Treue im Kleinen, im Nächsten, das ist unsre erste Aufgabe in der Gegenwart. Es gibt übergenug solche Leute, die ein wenig „mitspielen'" aber nur nicht gebunden sein möchten. Das ist nicht Liebe, sondern Liebhaberei und Schielerei. Wehe dem armen Kranken, der etwa von solcher Krankenschwester verpflegt würde. Mag eine Schwester gehören, zu welchem Verbande es sei, ob Diakonisse oder im Diakonieverein oder im Roten Kreuz, oder mag sie ganz für sich arbeiten, oder mags ein Helferin sein, welcher Art immer, wer nicht an die Pflicht sich treu im Kleinen binden will, der übt nicht Liebe. Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten.

Dieser Gehorsam, diese Treue verpflichtet uns aber dazu, das Gewordene zu pflegen und das Geschichtliche zu achten und davon zu lernen. Gerade wenn wir uns in das Leben der Geschichte vertiefen, die ja doch nichts Abgeschlossenes, nichts Fertiges ist, sondern ein beständiges Werden, so können uns die Augen geöffnet werden für das, was jetzt werden will und soll.

So gibts in der Gegenwart ein weites Gebiet, auf dem noch viel zu arbeiten ist. Es ist dieses der Kampf gegen die in Bild und Schrift, in Roman und Zeitung ins Volk flutende unzüchtige Sinnlichkeit. Hier hat die Frauenwelt mit ihrem unmittelbaren Gefühl für das, was rein und was unrein ist, ihre große Aufgabe, jede Mutter, jede Schwester, jede Braut, jede Frau. Viel mehr als öffentliche Agitation wirkt gerade auf diesem Gebiete die einzelne reine, mutige und barmherzige Persönlichkeit im häuslichen Kreise wie in der Geselligkeit."

Ein andres ebenso wichtiges Gebiet ist die Pflege der heranwachsenden Jugend. „Wir haben die Zeit gehabt", schreibt der deutsche Verfasser unseres Aufsatzes, „wo die Zuchtlosigkeit der heranwachsenden Jugend überhand nahm, weil bei ihrer Erziehung die Kirche und die staatliche Ordnung ganz ausgeschaltet waren, und infolgedessen die Eltern und die Lehrmeister in der Erziehung einfach erlahmten und überhaupt nichts mehr zu sagen wagten. Das ist schon anders geworden. Die Fortbildungsschule greift schon stark erziehend bei den Heranwachsenden ein." Bei uns im Süden Rußlands jedoch ist gerade dieses ein fast gänzlich unbebautes Feld der christlichen Liebestätigkeit, für uns also eine besonders wichtige Aufgabe der Gegenwart, ebenso wichtig, wie die der Heidenmission.

„Um jedoch etwas Tüchtiges zu leisten, ist eine Arbeitsteilung in Gemeinschaft des Geistes notwendig. Wolle nicht alles machen, sondern mache das deine treu! Der Beweggrund aber, der dich zur Liebesarbeit antreibt, muß die echte christliche Liebe sein. Wenn man sich zum wohltätigen Zweck amüsieren will, so ist das nicht Liebestätigkeit. Man darf ganz überzeugt sein, daß dadurch nicht der Sinn für Liebestätigkeit, sondern der Sinn für das Amüsement gepflegt wird und das sind Gegensätze. Ebenso aber können wir wissen, wie sehr die Beimengung jeglichen Strebens nach eigner Ehre den wachstümlichen Segen der Liebesarbeit hindert. Zuletzt sei noch einmal hingewiesen auf den eigentümlichen Zusammenhang zwischen Liebestätigkeit und Staatsleben. Niemals wird sich die Liebe das politische Gebiet verbieten lassen. Sie kann nicht darauf verzichten, auch die Gesetzgebung, das staatliche und wirtschaftliche Leben zu beeinflussen; sie wäre feige geworden und hätte aufgehört, die mutige, selbstvergessende Liebe zu sein, wenn sie sich von allem Politischen zurückhielte. Überall, wo wirkliche Kraftbeweisung der helfenden Liebe ist, wirkt sie auch auf diesem Gebiet, und zwar mächtiger als die mächtigste politische Partei, sie wirkt auf den Geist der Parteien.

Eine große brennende Frage unserer Zeit ist der klaffende Riß der Stände untereinander, der Haß und der Neid der einen, die Unkenntnis und das unbekümmerte Genußleben der andern. „Die höhern Stände werden nicht eher lernen in den persönlichen Verkehr und die persönliche Bekanntschaft mit den niedern Ständen zu treten, bis sie ihnen die Fenster einschmeißen", so wurde jüngst von ernst wohlmeinender Seite grob, aber — wenn auch mit Einschränkung — wahr gesagt. In dieser persönlichen Verständigung der Stände — nicht bloß in der Abstellung einzelner Notstände, so wichtig neben vielem andern zum Beispiel die Wohnungsfrage ist — liegt der Kernpunkt der sozialen Frage. Wie sehr die Sozialdemokratie diese Verständigung erschwert hat, so daß manche aus den höhern Ständen nach vieler vergeblicher Mühe und Geduld die Lust verloren haben, das soll nicht verschwiegen sein. Nun aber scheint in der deutschen Arbeiterschaft etwas aufgehn zu wollen von der mühsamen Saat, die in unbeachteter stiller Arbeit jahrzehntelang getan worden ist. In Frankfurt hat der erste deutsche Arbeiterkongreß getagt, der von den evangelischen und den katholischen Arbeitervereinen, den christlichen Gewerkschaften und andern Organisationen beschickt, 622000 organisierte Arbeiter vertrat, die der Sozialdemokratie nicht folgen, die nichts vom Umsturz hoffen und wollen, sondern auf dem Boden des Gesetzes, der bestehenden Staatsordnung und des Christentums die Interessen der Arbeiterschaft vertreten wollen. Und — bezeichnend genug — dieser erste kleine Schritt, der ja freilich erst noch künftige große Aufgaben und heißes Ringen anzeigt, das noch wird getan müssen, er ist errungen nicht durch politische Machtmittel, sondern durch die Pflege christlicher Charaktere, christlicher Überzeugungen, lebendigen christlichen Glaubens. Sind die Personen erst gewonnen, dann gehn auch die Taten voran, dann gelingen auch die Neuordnungen. Im letzten Grunde kommt alle Hilfe nicht durch äußere Machtmittel, nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen.

So bleibt es also doch klar als die größte, die erste und letzte Aufgabe bestehn auch für unsre Zeit, was Elisabeth Fry mit dem Wort ausgedrückt hat: „Die Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit." Aller Liebesarbeit einiger Meister bleibt darum der, der als die Offenbarung der Liebe Gottes sich selbst hingegeben hat, Sünder selig zu machen, der allein die Menschenherzen von innen heraus beeinflussen kann durch den Geist aus Gott. Vor ihm soll alle christliche Liebesarbeit die Palme niederlegen, von ihm neuen Mut und neue demütige Liebeskraft erbitten.

St. Petersburger Börse

den 9. Novem., 1906

Schecks

auf London	zu 95,	für 10 Pf. St.	
„ Berlin	„ 46,30	„ 100 Mark.	
„ Paris	„ 37,57	„ 100 Francs.	
„ Amsterdam	„ 78,27½	„ 100 holl Guld.	
„ Wien	„ 39,35	„ 100 österr. Kron.	

Staats-Anleihen:

4% Staatsrente	74⅝
5% Innere Anleihe	92
5% 2. Innere Anleihe	92
4% Pfandbr. d. Adels Agrab.	68¾
5% I Prämien—Anleihe	380
5% II „ „	277
5% III „ Adels	230

Pfandbriefe:

4½% Bessar.—Taur.—Ag. Bank	73
4½% Charkow „ „	76
4½% Chers. Gouv. „ „	74

Jekaterinoslaw d. 15. Novb. 1906.

Weizen	9 P. 10 Pf.	85 Kop.
Roggen	9 P.	69 „
Gerste		63 „
Weizenmehl № 00	7 R.	50 „
Roggenmehl № 00	6 „	— „

Редакторъ Д. Г. Эппъ.
Издатель: И. И. Тиссенъ.

Ein junges evang. Mädchen aus guter Familie sucht Stellung als

Hauslehrerin

für Anfänger. Gefl. Off. an den „Botschafter" erbeten. 4

Zur Einweihungsfeier der

New-Yorker Zentralschule,

welche am **5. Dezember 1906,** Dienstag, **9 Uhr morgens,** stattfinden soll, werden hiemit **alle Schulfreunde** freundlichst eingeladen.

4 **Ältester Abr. Unrau.**

Klassen u. Neufeld.

Maschinenfabrik u. Eisengießerei.

Sofijewfki Sawod, Jekaterinoslawer Gouvern.

Empfielt eigenes Fabrikat: **Pferdedreschmaschinen,** 2—10 kräftig, mit und ohne Putzerei, mit automatischen Ringschmiertrommellagern, **3—6 scharige Drillbugger mit Stahlgrindel,** einscharige **Pflüge, Breitsämaschinen,** dreiteilige **Ringelwalzen, Rübenschneider, Jätpflüge** u. a. m.

Generalvertretung der bestbewährten **„Original-Adler" Centrifugen.**

Ganz besonders empfohlen werden die überall Aufsehen erregenden ein- zwei- und dreischeibigen

Schattanooga-Scheibenpflüge,

ferner Selbstbinder „Nassey — Harrys", Waschmaschinen „Saalfeldia", Buttermaschinen „Germania" u. a.

Reparaturen werden **nur im Herbst** und **Anfang Winter** angenommen und prompt und billigst ausgeführt.

Preiskourante gratis. 26—3.

„Antifur*)"

das einzige rationelle System, der **Kesselsteinbildung** in den **Dampfkesseln** vorzubeugen! Verlangen Sie Broschüren!

„Ruberoid"

luft- und wasserdichtes

Dach

15—16 Jahre ohne Reparatur und Streichen.

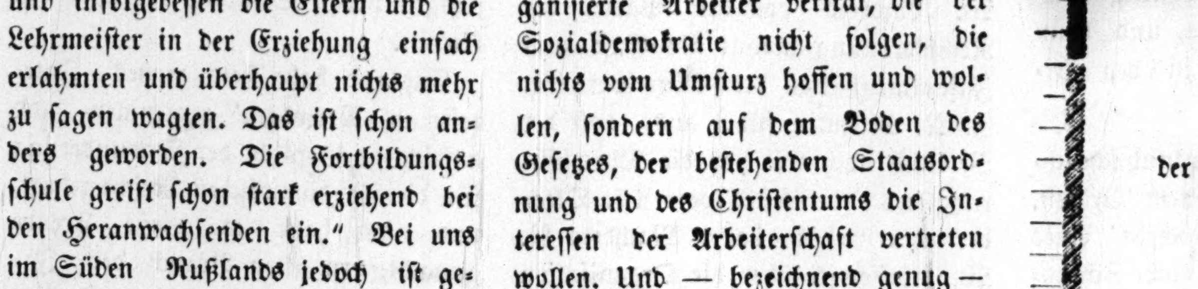
Broschüren und Muster kostenfrei,

M. J. Sehtschedrowitsch

Jekaterinoslaw, Gostinnaja 2, Telephon № 351.

*) „Anti"—gegen;—„fur" Kesselsteinbildung, aus dem Englischen.

52—1.



B. W. Rempel.

Pawlowka, Post. Chortitza, Jekaterinosl. Gouv. offeriert zur bevorstehenden Saison

Drillbugger mit **Guß-** sowie auch **Stahlgrindel** in verschiedenen Größen.

Die Bugger zeichnen sich durch leichten und guten Gang aus.

Mäßige Preise: Kataloge gratis.

10—9.

Екатеринославъ. Печатня „С.П. Яковлева".